

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Vertheilung Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 7. Januar 1897.

Gründer Hermann Berlin SW - Bernauerstraße 9

Deutsche Geflügelzucht und Eierproduktion.

Der bekannte Oekonomierath Hopfen-Hamburg hat in der Hannoverischen landw. Zeitung Nr. 32 vom 6. August und Nr. 50 vom 10. Dezember d. J. eine hochinteressante Abhandlung über das Ei im Weltmarkt veröffentlicht.

Table with columns for years (1894, 1895, 1896) and regions (D.-Gr., D.-Gr., D.-Gr.) for various countries like Österreich-Ungarn, Preußen, etc.

Zum näheren Verständnis muß hierzu bemerkt werden, daß ein D.-Gr. Eier ungefähr 2000 Stück enthält, so daß ein Ei etwa 50 Gramm wiegt. Die Stückzahl der Einfuhr übersteigt also 1 1/2 Milliarden und bei einer Bevölkerungszahl von 50 Millionen in Deutschland würden wir auf den Kopf der Bevölkerung etwa 32 Eier von auswärts einführen, um unseren Inlandsbedarf zu decken.

Table with columns for 'Ware', 'Worth der Einfuhr', 'Worth der Ausfuhr', and 'Worth der Ein- und Ausfuhr' for various goods like Weizen, Getreide, etc.

Diese Zahlen verdienen die weiteste Verbreitung, denn sie lehren, daß wir zur Zeit einen fast ebenen hohen Werth an Eiern in Deutschland als an Hühnern importiren und der Werth der importirten Eier denjenigen der importirten Hühner schon bei Weitem übersteigt.

Nicht uninteressant dürfte es auch an dieser Stelle sein, zu erörtern, welchen Nährwerth denn das Ei besitzt.

Table showing nutritional values for different types of eggs: Kalbfleisch, Kuhfleisch, Schmalz, etc., with columns for 'Gehalt' and 'Procent'.

Die Eier enthalten demnach allerdings etwas weniger Stickstoffzusatz als der Durchschnitt des Fleisches, dafür aber sehr viel mehr und leichter verdauliches Fett.

In demselben Maße ist natürlich auch die Geflügelzucht zu fördern, denn die Wichtigkeit dieses Produktionszweiges tritt aus den vorerwähnten Zahlen auf das Deutlichste hervor.

Deutsches Reich.

Der Kaiser führt gestern Vormittag den Vortrag des stellvertretenden Chefs des Geheimen Zivilkabinetts, Geh. Ober-Regierungs-Rathes Scheller, und empfing dann die Staatsminister Dr. Hoffe, Dr. Mühl und Zitelin, sowie den Geheimen Hof-Baurath Thine und den Generaldirektor der Museen Professor Dr. Schoene zum Vortrag.

Wie vorausgesetzt war, hat der Kaiser den Erlaß betreffs der Quelle den herzoglichen Bundesfürsten zur Kenntniß überantwortet. Als der Prinz Arnulf von Bayern Ende vorigen Monats zum Besuche am Berliner Hofe wollte und mit vielbeachteter Kourtoisie behandelt wurde, wußten Eingeweihte, daß es sich um einen intimen Gedankenaustausch des Königs von Preußen mit dem Prinzen von Bayern gehandelt habe, dessen Erziehung zu einer Uebereinstimmung der Ansichten beider Potentaten geführt habe.

Die Bekämpfung der neuen Bestimmungen über die Behandlung der Quelle im Offizierskorps wird, in lauter das allgemeine Urtheil, durch die Art ihrer Handhabung behindert sein. Doch es bezüglich dieser nicht an dem nächsten Ernst und Nachdruck fehlen wird, geht aus dem Geiste hervor, aus dem die Ordre erlassen ist.

Wehr errichtet gegen die gähe Masse aller Vorkritiker, welche aus der Deckung eines widerrechtlichen „Willens“ hervorzukommen, die Durchführung der Ordre nach den Intentionen, aus denen sie erlassen ist, auf das schwerste beeinträchtigen konnten.

Morgen wird das Abgeordnetenhaus seine Beratungen, wie bekannt, wieder aufnehmen; auf der Tagesordnung der ersten Sitzung steht die Entgegennahme von Vorlagen der Staatsregierung.

Die Unterzeichnung der nächsten Sitzung des Abgeordnetenhauses hängt vornehmlich davon ab, wann das Abgeordnetenhaus das Verzeihungs-Gesetz in dritter Lesung erlassen haben wird.

Das Staatsministerium hat gestern Nachmittag unter dem Vorthe des Ministerpräsidenten, Fürsten zu Stolberg-Schillingen ein Verordnungsblatt erlassen.

Nach der Denkschrift zur Begründung des Gesetzesentwurfes betreffend die Regelung der Richtergehälter wird der Berliner Korrespondenz zufolge für die Senatspräsidenten bei den Oberlandesgerichten, die Landgerichtspräsidenten und die Oberstaatsanwälte ein Gehalt von 7500 Mark, in 12 Jahren bis 11000 Mark steigend, vorgeschlagen.





Bezeichnet man... 1897... 1898...

Kaffee. Hamburg, 6. Jan. (Schlußbericht)...

Getreide. Bremen, 6. Jan. (Schlußbericht)...

Wolle. Bremen, 6. Jan. (Schlußbericht)...

Wacholder. Bremen, 6. Jan. (Schlußbericht)...

Coursnotierungen der Berliner Börse vom 6. Januar.

Deutsche Fonds und Staatspapiere. Reichsbank, 4 1/2 %...

Ausländische Fonds. Preuss. 3 1/2 %...

Deutsche Hypothekendarlehen. Norddeutsche Bank...

Deutsche Hypothekendarlehen. Norddeutsche Bank...

Wacholder. Bremen, 6. Jan. (Schlußbericht)...

Bekanntmachung.

1. In der Zeit vom 16.-31. Dezember 1896...

2. In der Zeit vom 1. bis 31. Januar 1897...

3. In der Zeit vom 1. bis 31. Januar 1897...

4. In der Zeit vom 1. bis 31. Januar 1897...

5. In der Zeit vom 1. bis 31. Januar 1897...

Wegen Mangel verkauft 100 Rambouillet Zehrlinge.

und erbitte Offerten an H. K. 133...

Auf dem Rittergut Poplitz stehen...

schwarzbrauner Wallach, 11jährig...

1 Bullen, 1 Bullen, 1 Bullen...

1 Bullen, 1 Bullen, 1 Bullen...

Bekanntmachung.

Es wird hiermit auf die Einrichtung...

Die Gebühr der Entnahme...

am Abend, den 9. Januar, trifft...

ein Transport besser belgischer Arbeitspferde...

Wilhelm Trautmann, Querfurt.

Pferdedecken! Wir haben noch ein großes Quantum...

Zweite Weseler Geld-Lotterie. Genemigt durch Allerhöchste Entschliessung Sr. Majestät des Kaisers.

Ferren, große englische Rasse, verkauft Hirtengut Cues.

Wacholder. Bremen, 6. Jan. (Schlußbericht)...

# Halleſcher Courier.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleſchen Zeitung.

5.

Halle a. S., Donnerstag, den 7. Januar

1897.

(Nachdruck verboten.)

## Absinth.

Roman von M. Corelli.

11) Aus dem Englischen von Adele Berger.

Er blickte die faſt menſchenleere Straße auf und ab, während ich ihn neugierig beobachtete. Eine ſonderbare Ruhe ergriff mich; die frühere raſtloſe Bewegung in meinem Gehirn ſchien plötzlich ſtillzuſtehen, und die geringſte Kleinigkeit intereſſirte mich. So war in einer Höhlung des Pflaſters zu meinen Füßen eine kleine Pfütze, und ich begann träumeriſch die großen Regentropfen zu zählen, die mit der Gewalt kleiner Steinchen hineinfielen; dann erregte eine gewiſſe Veränderung in dem Geſicht Geſſoner meine Aufmerkſamkeit. Seine Augen glänzten ſo ſieberhaft, daß ihr Leuchten ihm einen Moment lang eine wilde Schönheit verlieh. Ich ſtudirte ihn eine Weile, trat dann an ihn heran und ließ ein Zwanzigfrancstück in ſeine Hand hineingleiten. Seine Finger ſchloſſen ſich dann ſofort darüber.

„Fahren Sie ſelbſt nach Hauſe, wenn Sie einen Wagen bekommen können.“ ſagte ich. „Ich werde gehen.“

„Und die Erſten ſollen die Lezten werden!“ lachte Geſſoner, das Goldstück ohne eine weitere Bemerkung einſteckend — er hätte jeden Ausdrud der Dankbarkeit für unſein gehalten. „Das iſt's, was alle Mißvergnügten hier auf Erden nach dem Tode erwarten — ichſpännig um den Himmel zu fahren und auf die Feinde herabzuſehen, wie ſie auf dem heißen Höllenpflaſter einhertraben! Eine echt chriſtliche Hoffnung, nicht wahr? Sie wollen ſich alſo richtig einem zweiten Bade ausſetzen? Schön, wann thue ich es auch . . . ich kann mich ja unziehen, wenn ich nach Hauſe komme!“

Armer Teufel, ich wußte es wohl, daß er keine Kleider zum Ankleiden habe! Da ſeine Wohnung in ganz entgegengeſetzter Richtung lag, nahm ich von ihm Abſchied.

„Sie ſind jetzt ein anderer Menſch, Beauvais, nicht wahr? Die grüne See hat Sie von Ihrer Verſtimmung geheilt?“

„War ich verſtimmt?“ fragte ich gleichgültig. „Auf jeden Fall, jetzt bin ich wieder ganz ich ſelbſt.“

Er lachte wild auf.

„Das freut mich! Was mich betrifft, ſo bin ich nie ich ſelbſt . . . ich bin immer ein Anderer! Romiſch, nicht wahr? Ich habe nämlich“ und er dämpfte ſeine Stimme zu einem geheimnißvollen Flüſtern herab, „ein höchſt ſeltſames Erlebnis gehabt. Ich habe mich ſelbſt umgebracht und dann meinem eigenen Leichenbegängniß beigewohnt. Ja, wirklich, Kerzen, Briefe, ſchwarze Draperien, wohlgenährte, langſchweifige Pferde — Sie verſtehen, keine Koſten geſpart. Meine Leiche lag in einer offenen Truhe — ich habe einen komiſchen Widerwillen gegen geſchloſſene Särge — die Nacht und alle Sterne ſtarren darauf nieder — das Geſicht war noch jung, und es mochte einſt wohl auch ſchöne Augen gehabt haben. Ich hatte weiße Beilchen für den Kranz gerad' über dem Herzen gewählt — das ſind die ſchönſten Blumen, nicht wahr? Und ganz Paris folgte reinend dem Sarge.“

Dieſe ſeltſamen, unzuſammenhängenden Sätze ſtrömten in ſtürmiſcher Schnelligkeit von ſeinen Lippen, in ſeiner Stimme klang ein jammervolles Pathos und zugleich Verachtung, und der Glanz in ſeinen Augen verwandelte ſich in eine wilde Wuth, vor der ich unwillkürlich zurückwich. Die Bezeichnung „verrückter“ Maler ſchien nie ſo auf ihn zu paſſen wie jetzt. Aber verrückt oder nicht, er bemerkte raſch die inſtinktive Bewegung des Zurückſchreckens, die ich gemacht hatte, ſing wieder zu lachen an, ſchüttelte herziglich meine Hand, hob mit übertriebener Höflichkeit den Hut

und eilte davon. Ich ſah ihm nach, wie er mit ſeinen gewöhnlichen tragischen Schritten dahinjelzte, bis er um die Straßenecke verſchwunden war, und dann . . . dann, als wäre ein blendender Blitz vor mir niedergefahren, wurde es mir plötzlich klar, was er für mich gethan hatte.

## Dreizehntes Kapitel.

Ich ging in jener Nacht heim, nicht um zu ſchlafen, ſondern um zu träumen, mit weit offenen Augen und ſtraff geſpannten Sinnen zu träumen. Ich wußte, daß ich mich in meinem eigenen Zimmer und auf meinem eigenen Bette befand; ich konnte faſt die kleinen Abſtufungen des Lichtes in dem blaſſen Scheine zählen, den die flackernde Nachtlampe gegen die Wand und die Decke warf; ich konnte das gedämpfte Ticken der Uhr im Nebenzimmer hören, aber obwohl dieſe alltäglichen Eindrücke klar und deutlich waren, war ich doch weit von ihnen entfernt — weit weg in einem nebeligen Lande voll ſeltſamer Ueberräſchungen und wunderbarer Ereignisse, in einem Lande, wo Schönheit und Grauen, Sonne und Entſetzen ſich in den Tag theilten. Ich war eine Beute der ſonderbarſten phyſiſchen Empfindungen; die betäubte Stille in meinem Gehirn, die ich früher gefühlt hatte, ohne ſie analyſiren zu können, hatte jetzt einer raſchen, palpitationsartigen Bewegung, gleich dem Schlage eines raſchen Pendels, Plaß gemacht, und allmählich, wie dieſes Etwas hin- und herſchwang, ſchienen ſeine Schwingungen meinen ganzen Körper zu ergreifen und zu erfüllen. Mein Herz klopfte in demſelben raſchen Tempo, meine Nerven bebten, das Blut ſtürmte wie ein wilder Strom durch meine Adern und ich lag da und ſtarre die weiße Decke über mir an in vager Verwunderung über das, was ich ſah, und die Szenen, an denen ich wie ein körperloſes Weſen thätigen Antheil nahm, ohne mich zu rühren.

Als dieſe fürchtbare Nacht vorüber war, erhob ich mich als ein Anderer von meinem Bette. Es war der Tag, an dem mein Vater von England zurückkehrte, und ich betrachtete mich forſchend im Spiegel, ob mein Geſicht einen veränderten Ausdruck trage. Nein, es war nur bleich, und die Augen glänzten unnatürlich. Ich kleidete mich mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt an und ſchrieb dann während des Frühstücks folgender Brief an Guidel:

„Ich weiß Alles, und es kann darauf nur eine Antwort geben. Ich laſſe Ihnen den heutigen Tag für Ihre Vorbereitungen, morgen werden Ihnen meine Sekundanten ſagen, wo und wann Sie mich zu treffen haben — außer Sie ſind ein ebenſo großer Feigling wie Lügner.“

Gaston Beauvais.“

Mit dieſem Briefe in der Hand begab ich mich in die Wohnung des Pfarrers. Der Tag war ſtill und bewölkt, aber der Regen hatte nachgelassen und der früher ſtürmiſche Wind ſich in eine bloß kalte Briſe verwandelt. Ich ſchritt langſam dahin, denn ich war über die Art und Weiſe meines Handelns ſo vollſtändig mit mir im Reinen, daß ich gar keine Erregung mehr fühlte, ja in ganz beruhigter Stimmung bei der Wohnung Baudrons ankam. Der gute Pfarrer bewohnte eines jener kleinen Gartenhäuſer, die in und um Paris immer ſeltener werden. Ich klopfte an und die alte Margot öffnete. Ihre ſcharfen, ſchwarzen Augen betrachteten mich zuerſt ganz erſtaunt, und ihr Lächeln war nicht ſehr ermuthigend.

„O, Herr Beauvais!“ ſagte ſie, die Arme in die Seiten ſtemmend. „Was können Sie zu einer ſo frühen Stunde wünſchen? Noch nicht acht Uhr, und der Herr Pfarrer iſt noch in der Meſſe — vor Mittag empfängt er ja gar keine Beſuche!“

Als das kam athemlos und ungeduldig heraus. „Ich komme nicht als Beſuch, Margot,“ antwortete ich ruhig. „Meine Sache iſt bald abgethan. Hier, geben Sie Herrn Guidel dieſen Brief, und wir ſind fertig.“

„Herrn Guidel! rief sie, den Kopf zurückwerfend und mit zitternden Nasenflügeln, was bei ihr immer schlechte Laune voraus- sagte. „Schicken Sie ihm den Brief nur nach! Er ist nicht mehr da, er ist fort!“

„Fort?“ wiederholte ich albern. „Fort?“  
„Jawohl, und warum denn nicht?“ fragte sie scharf. „Ich habe genug von ihm gehabt! Er ist so schwer zu befriedigen wie ein englischer Lord, und ich war zu ihm, wie seine eigene Mutter nicht einmal hätte sein können, und doch, fort war er gestern Abend ohne ein Schön-Dank für meine Mühe. Er hat mir zehn Francs auf den Tisch gelegt — was sind zehn Francs, wenn man ein freundliches Wort hören will! Und Herr Baudron trauert um ihn wie eine Raze nach ihren erlösten Käzchen!“

Ich war durch diese unerwartete Wendung der Dinge so verblüfft, daß ich nicht gleich Worte fand.

„Wohin ist er gegangen?“ fragte ich dann mit unsicherer Stimme.

„Zurück in die Bretagne, natürlich, wohin denn sonst?“ schriele Margot gereizt. „Seinem Vater ist ein Unfall zuge- stoben — ein Pferd hat ihn gestochen, glaub ich, und da haben sie sofort nach ihrem lieben Silvoion telegraphirt. Und wie gesagt, gestern Abend fuhr er fort, ohne ein Wort oder einen Blick für mich, die ich wie eine Sklavin für ihn gearbeitet habe! Ja, das ist der Undank der Jungen gegen die Alten!“

Ich sah sie überrascht an: sie war immer empfindlich, aber hinter ihrer jespigen Laune steckte mehr als bloße Empfind- lichkeit.

„Margot, Sie sind zornig!“ sagte ich mit einem halben Lächeln.

„Jawohl,“ rief sie, mit dem Fuß aufstampfend, aber plötzlich stiegen ihr die Thränen in die harten, alten Augen, ich bin zornig und gekränkt zugleich! Es war ein schöner Junge; es that Einem wohl, ihn lächeln zu sehen, und obwohl er allerlei Seltsamkeiten hatte, wie das lange Spazierengehen, ganz allein, im Bois, und noch Andere, ward es einem doch ganz warm ums Herz, wenn man ihn ansah — man ward ordentlich wieder jung dabei!“

„Können Sie mir sagen, ob Herr Guidel nach Paris zurück- kommt?“ fiel ich ein.

„Nein, das kann ich nicht,“ antwortete sie schnippisch. „So viel steht fest, daß er fort ist, und daß ich zu arbeiten habe; wenn Sie mehr wissen wollen, fragen Sie den Herren Pfarrer. Ich hab' keine Zeit, dazusehen und zu schwagen!“

„Schön! Guten Tag, Margot!“ sagte ich und griff scherzend an den Hut.

„Guten Tag, Herr Gaston!“ gab sie scharf zurück, „und seien Sie nicht eifersüchtig auf andere junge Herrn, denen Gott ein hübscheres Gesicht gegeben hat als Ihnen!“

Ich hatte zum Nachdenken Stoff genug, als ich die Wohnung des Pfarrers verließ, und um dies ruhiger thun zu können, trat ich in das Bois, das sich dicht dabei befand, und schweifte länger als eine Stunde darin umher. Guidel hatte Paris verlassen. Wußte Pauline davon? Ich zerriß meinen Brief in tausend Stücke und ließ sie von der Luft fortwehen — sollte ich ihm nach der Bretagne folgen? Ich hatte zu der Reise keine be- sondere Lust. Margots Ermahnungen seiner langen Spazier- gänge im Bois kälte mich über die Art und Weise auf, wie er mit Pauline zusammengetroffen — die bösen Ahnungen Deloises waren nur zu begründet gewesen! Ich dachte noch lange über die ganze Lage nach, kehrte endlich nach Hause zurück und das Resultat meines Nachdenkens formte sich zu dem folgenden Briefe:

„An Fräulein Pauline von Charmilles.

Ich habe eben erfahren, daß Herr Guidel Paris verlassen hat. Hat er Ihnen seine Abreise angezeigt oder seine künftigen Absichten irgendwie bekanntgegeben? Wenn nicht, so nehme ich an, daß er für immer abgereist ist, in welchem Falle ich vielleicht — ich sage nicht gewiß — mich bemühen werde, unsere peinliche Unterredung von gestern Abend zu vergessen. Um jener willen, denen Sie theuer sind, werden Sie fürs erste gut thun, zu schweigen und die Vorbereitungen für unsere Hochzeit ruhig ihren Fortgang nehmen zu lassen. Mit der Zeit wird sich vielleicht ein Ausweg finden lassen — aber bis eine definitive Nachricht von Herrn Guidel eintrifft oder ich eine passende Art und Weise finde, um den zwischen unseren Familien geschlossenen Kontrakt zu lösen, werden Sie allen Theilnehmern am Besten dienen, wenn Sie die Dinge lassen wie sie sind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner Hoch- achtung  
Beauvais.“

Ich schrieb dies — aber warum? Beabsichtige ich wirklich, zu vergessen? Gewiß nicht! Was meinte ich denn? Ich weiß nicht! Im Hintergrunde meiner Gedanken schien ein anderes Motiv zu lauern, aber worin es bestand, konnte ich mir selbst nicht erklären. Eine äußere Gewalt beherrschte anscheinend meine Bewegungen; ich war der passive Slave eines unsichtbaren, aber mächtigen Beherrschers meines Willens. Es existirt etwas, das man Hypnotismus heißt, der Einfluß eines Geistes auf einen Anderen; aber es giebt noch etwas Stärkeres als Hypnotismus, und das ist Abstin! Seinen Suggestionen kann kein Wille widerstehen! Und er hatte einen Plan in mein Gehirn gelegt, einen Plan, der noch keine ausgesprochene Form besaß, sondern nur ein feuriger Nebel zusammenhangloser Phantasien war, aus denen ich kein festes Ganzes bilden konnte. Aber ich war zu- frieden, daß es etwas bedeutete, etwas, das sich seiner Zeit zur That entwickeln würde, und bis dahin wollte ich gern geduldig warten.

### Vierzehntes Kapitel.

Ein paar Stunden später begab ich mich zu den Char- milles und übergab den Brief in eigener Person der Jungfer Paulinens. Ich befaß dem Mädchen, ihrer Herrin zu sagen, daß ich auf Antwort wartete, und bald kam auch die Antwort zurück, ein kleines, hastig getrigeltes und fest versiegeltes Billet.

„Ich kann, ich will nicht glauben, daß er fort ist ohne ein Wort zu mir! Was soll ich thun? Ich bin ver- zweifelt und hilflos. Aber ich vertraue Ihnen, Gaston, und da Sie es wünschen, werde ich schweigen — bis Sie mir erlauben, zu reden.“

Das war Alles, aber es genügte mir. Ich las es, auf der Thürschwelle stehend, während die Kammerjungfer mich neugierig betrachtete, dann fragte ich so ruhig wie nur irgend möglich:

„Wie geht es dem Fräulein heute?“  
„Nicht sehr gut, gnädiger Herr. Sie hat starke Kopfschmerzen und in der Nacht wenig geschlafen.“

„Das thut mir sehr leid! Sagen Sie ihr das! Nebenbei, sind Nachrichten von Fräulein Heloise gekommen?“

„Ja, gnädiger Herr, sie kommt morgen Nachmittag wieder zurück.“

Mit dieser Nachricht zog ich mich zurück und begab mich direkt auf den Nordbahnhof, um meinen Vater zu empfangen. Er traf auch pünktlich ein und begrüßte mich mit großer Zärt- lichkeit.

„Es lebe Frankreich!“ rief er, als er auf den Perron trat und mich umarmte. „Wie froh bin ich, daß ich aus diesem düsteren England wieder heraus bin! Wir sind bekanntlich im Monat Mai, und doch habe ich die Sonne erst dreimal auf- steigen gesehen, seit ich von Paris fort bin. Aber Du bist blaß, Gaston, hast Du zu viel gearbeitet?“

„Durchaus nicht,“ versicherte ich.  
„War die kleine Pauline etwa grausam?“

Ich lachte.  
„Grausam! Sie ist ein Engel, Vater, zu gut, zu treu für einen Unwürdigen wie mich!“

Er warf mir einen rajchen, verblüfften Blick zu.

„Deine Stimme klingt ganz sonderbar, Gaston,“ sagte er ängstlich. „Ist etwas geschehen?“

Ich bemühte mich, so sorglos wie möglich zu erscheinen und hing mich zärtlich an seinen Arm.

„Nichts, Vater, alles steht gut — nur einen Freund habe ich verloren — der liebe Guidel ist zurück nach der Bretagne.“

„Wirklich! Wie schade!“ Und mein Vater sah ganz bestürzt aus. „Wann denn?“

„Erst gestern Abend, ganz plötzlich,“ und ich erzählte ihm die Details, welche ich von Margot erhalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Gold und Silber.

Keine währungs- und politische Betrachtung.  
Von Dr. M. Folticicaneo (Berlin).

„Nach Gold drängt, am Golde hängt doch Alles!“ seufzt Grethchen. Silber ist allerdings auch nicht ganz zu verachten, doch hat vornehmlich das kostbarere, gleichende und bligende

gelbe Metall es den Menschen zu allen Zeiten angethan. Schon die Römer sprachen von einer „auri sacra fames“, und dieser Heißhunger nach Gold ist nicht bloß stets ungestillt geblieben, sondern er wurde auch im Alterthum wie in der Neuzeit poetisch verherrlicht. Für Goethe ist „golden“ gleichbedeutend mit „herrlich“: die „goldene Freiheit“ ist einer seiner Lieblingsausdrücke. Selbst das Sprichwort weiß von einem „goldenen Herzen“ zu melden und sagt „treu wie Gold“. In Sagen, Legenden und Märchen spielt das Gold eine große Rolle, weil es zu allen Zeiten das Dichten und Trachten der Völker und der einzelnen Menschen ausgefüllt hat. Am Golde hängt doch Alles, und in der poetischen Gewandung steckt die alltägliche profane Habsucht.

Der Argonautenzug ist wohl die älteste Sage von der Habgier der Menschen nach gleißendem Gold, doch beruht sie auf Thatsachen. Das goldene Vließ des Aetes ist auch heute noch in den Goldwäschereien Kleasiens täglich zu sehen. Wie die Anwohner des Flusses Phasis zottige Schafelle in die goldführende Fluth legten und auf diese Weise die Körnchen des edlen Metalls auffingen, so werden auch heute die Goldwäschereien im Osten Europas und in Asien betrieben. Die Hellenen, die in ihrem Heimathlande kein Gold besaßen, trosteten den Stürmen des Aegeischen und des Schwarzen Meeres und unternahmen des gelben Metalls wegen die Argonautenzüge nach Kleinasien. Die Legende that natürlich das Ihrige und machte aus jedem dieser Seemänner einen göttergleichen Helden. Auch die Sage vom König Midas von Phrygien deutet auf die ergiebigen Goldwäschereien am Paktolus, dem heutigen Sangre, hin. Dionysos hatte befanntlich dem Midas die Gabe verliehen, alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln. Als aber selbst die Speisen, die Midas berührte, zu Goldklumpen wurden, badete sich der König im Paktolus, um sich von der gefährlichen Gottesgabe, die ihn dem Hungertode nahe gebracht hatte, zu befreien. Seitdem war der Sand des Flusses goldhaltig geworden.

Am dem kostbaren Edelmetall hat es nie gefehlt, doch war die Natur nach der Ansicht der Menschen immer noch viel zu geizig. Deshalb versuchte man schon im Alterthum, aus unedlen Metallen Gold zu machen. In Egypten war die Goldmacherkunst, als deren Begründer Hermes, der Sohn des Anubis galt, weit verbreitet, aber die Erfolge der Adepten am Nil waren nicht größer, als die der Alchimisten im Mittelalter. Von Caligula ist es bekannt, daß er aus Operment Gold zu machen versuchte. Die Alchimisten des späteren Mittelalters dagegen waren durch die Väterfolge ihrer Vorgänger etwas gewiszer geworden. Ihr Bestreben richtete sich nicht mehr auf die direkte Verwandlung von unedlen Metallen in Gold und Silber. Sie suchten vielmehr das Universalmittel, den „Stein der Weisen“, der nicht bloß jedes beliebige Metall in Gold verwandeln, sondern auch Krankheiten heilen und das Leben verlängern sollte. Das Ziel ihrer Wünsche hieß daher auch das „große Elixir“ oder auch das große „Magisterium“. Dem kleinen „Magisterium“ schrieb man bloß die Erzeugung von Silber zu erzeugen.

Auch ohne das große Magisterium ergoß sich bald eine reichliche Goldfluth über Europa. Die Entdeckung Amerikas ließ alsbald die Argonautenzüge in modernisirter Gestalt und nach anderer Richtung aufleben. Nicht „Halbgötter“ vertrauten sich indessen dem Meere an, sondern blutgierige, grausame Menschen; sie hießen auch nicht mehr Argonauten, sondern Conquistadoren; mit jenen angeblichen Halbgöttern hatten sie jedoch den Goldhunger gemein. Die Goldschätze Perus wurden durch sie nach Europa gebracht, aber den Goldhunger der Europäer vermochten sie doch nicht zu stillen.

Es würde zu weit führen, hier eingehende Beweise zu erbringen, daß sich bei allen Völkern aller Zeiten die Höhe der Kultur nach der Menge der Edelmetalle, deren sie bedurften, beurtheilen läßt. Doch können wir es uns nicht verjagen, den Weg anzudeuten, den Gold und Silber im Laufe der Jahrhunderte genommen. Daraus wird sich von selbst ergeben, daß die Gewinnung und der Gebrauch der Edelmetalle mit der Ausbreitung der Zivilisation eng verbunden sind. Die ältesten Spuren eines methodischen Bergbaus finden sich in Egypten. Schon unter der Herrschaft des Nirus sollen die ägyptischen Bergwerke reichliche Mengen von Gold, Silber und Kupfer geliefert haben. Nicht viel jüngern Datums können die Bergwerke Aethiopiens gewesen sein. Wohin das Goldland Ophir, dessen in der Bibel Erwähnung geschieht, zu verlegen sei, ist noch nicht entschieden. Doch muß es nach den Angaben der Bibel sehr goldreich gewesen sein. David und Salomon bezogen vor

dreitausend Jahren das blinkende Metall zentnerweise aus Ophir und schmückten damit den Tempel in Jerusalem aus.

Auch in Asien hielten Kultur und Konsum von Edelmetallen gleichen Schritt. Indien, Babylonien und Assyrien, ebenso Persien und Medien hatten große Schätze an Gold aufzuweisen. Die Paläste Nebuladnegars, Pasargada und Ekbatana, der Baaltempel Palästas von Goldschmied. An den Abhängen des Himalaya sollen die Dardi den Goldstaub gesammelt haben, den die auch im zweiten Theil des Faust erwähnten Ameisen oder Myrmeleon ausgeschaart haben. Diese Ameisen sollen in ihrer Leibesgröße die Mitte zwischen Hund und Fuchs gehalten haben! Die Goldstaubsammler durch diese Ameisen überraschen, so wurden sie zerrissen. Daß es sich dabei nicht um Ameisen, sondern um irgend welche Thiere handelte, ist klar. Inzwischen reichte der Goldstaub aus dem Gebiete des Himalaya für die Bedürfnisse nicht. Deshalb wurden vom Altaigebirge her und vom Ural große Mengen Gold nach Centralasien gebracht. Der weite Weg lohnte sich trotz aller Beschwerden, weil die Prachtliebe der asiatischen Herrscher nicht genug von dem edlen Metall bekommen konnte.

Immer weiter rückte die Kultur nach dem Westen und setzte nach Hellas hinüber. Auch das Gold folgte dem westlichen Lauf. Der Besitz der Griechen an Edelmetallen war anfänglich sehr gering; erst die Siege über Xerxes und die Plünderung seines Lagers brachte eine größere Menge Edelmetalle, besonders Gold in die griechischen Städterepubliken. Späterhin ergoß sich eine Hochfluth von Gold aus Asien nach Griechenland, in Folge der Siege Alexanders des Großen und der Plünderungen durch seine Heerschaaren. In Rom machte sich der Reichthum an Edelmetallen und das rasche Steigen der Kultur erst nach dem zweiten punischen Kriege bemerkbar.

Es ist anzunehmen, daß das Gold zuerst zu Schmuckgegenständen, und erst nachdem der Handel eine gewisse Höhe erreicht hatte, auch als Zahlungsmittel verwendet wurde. Gold und Silber wurden zu allerhand Zierrath verwendet und die Untergebenen huldigten den Herrschern durch Darbringung von Gaben in Edelmetallen. Der Schmuck wurde ein Zeichen der Vornehmheit; da erschien es selbstverständlich, daß die Altäre und Statuen der Götter mit Gold geschmückt wurden. Die Gotteshäuser der Alten strotzten von Gold und Silber. Der Stuhl Moses war aus massivem Gold, der Tempel zu Jerusalem, die babylonischen Tempel und Götterstatuen waren überladen mit Gold. Die Throne der Könige waren von Gold, und ihre Brunnengewänder besaßen einen fabelhaften Werth.

Es gehörte schon ein gewisser Kulturfortschritt dazu, den Werth der Edelmetalle als Schmuckgegenstand zu erkennen, und Kunstfertigkeit, das Geschmeide zu verfertigen. Doch beginnt die eigentliche moderne Kultur mit der Verwendung der Edelmetalle als Zahlungsmittel. So lange sie nach dem Gewicht gekauft und verkauft wurden, erfüllten sie zwar schon den Zweck eines Zahlungsmittels und einer unverderblichen Waare, aber ihre wahre Bedeutung erlangten sie erst, nachdem sie als ausgeprägte Münzen von unveränderlicher Größe und ständigem Werth den Aufschwung des Handelsverkehrs mächtig förderten. Wahrscheinlich hatten die Egypter zuerst neben dem Waarentausch die Münzen als Zahlungsmittel eingeführt, denn in den uralten Inschriften kommt das Wort „Geld“ mehrmals vor. Die älteste Goldmünze aber, die wir besitzen, ist griechischen Ursprungs und stammt aus dem VII. vorchristlichen Jahrhundert.

In der neuesten Zeit haben die Edelmetalle an Wichtigkeit als Verkehrsmittel bedeutend verloren. An ihre Stelle ist der bequeme Wechsel und die durch Gold gedeckte Banknote getreten. Im Londoner Claring House und im Berliner Kassenverein werden allmonatlich Geschäfte abgewickelt, für deren Ausgleich in Baar das gesammte in den beiden Hauptstädten vorhandene Metallgold kaum ausreichen würde. Der Besitz an Edelmetallen hat aufgehört, ein untrügerischer Maßstab für die Höhe der Kultur eines Volkes zu bilden, weil das Baargeld ein so schwerliches Verkehrsmittel ist für das Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität und — der öffentlichen Schulden.

Doch sind die moderne Entwicklung von Handel und Industrie zweifellos mit auf die Entdeckung der Goldfelder in Californien und Australien zurückzuführen, und in wie hohem Maße die Goldminen in Südafrika das Erwerbsleben befruchten werden, läßt sich heute noch gar nicht überblicken — vorausgesetzt natürlich, daß diese Goldminen auch ertragfähig bleiben. Das Jahr 1848 war für die Goldgewinnung bedeutungsvoll. Da entdeckte der damalige Offizier der Schweizer Garde, Kapitän Sutter, an

den Ufern des Sacramento die Goldfelder Californiens, und ein Goldstrom ergoß sich über Europa, wo das Zeitalter des Industrialismus hereinbrach. Die australischen Goldquellen begannen 1851 reichlich zu fließen und haben in den letzten Jahren wieder zehntausende von Goldgräbern nach Westaustralien gelockt. Seitdem hat die Produktion an Gold stetig zugenommen, und was das Silber betrifft, so wurden in den letzten zwanzig Jahren so große Mengen auf den Markt geworfen, daß der Werth des weißen Edelmetalles auf die Hälfte seines vorherigen Marktpreises sank. In den Jahren 1886—1890 wurden 166 100 Kilogramm Gold und 3 610 300 Kilogramm Silber in den Verkehr gebracht. Die Gesamtvorräthe an Gold betragen 1890 ungefähr 5,60 Millionen Kilogramm und an Silber gegen 90 Millionen Kilogramm. Doch dient nur beiläufig ein Drittel dieser Menge dem Verkehr als Geld; die übrigen zwei Drittel finden im Kunstgewerbe und in der Industrie Verwendung. Trotzdem ist die wichtigste Eigenschaft der Edelmetalle ihre vorzügliche Verwerthbarkeit als Zahlungsmittel, — und diese Eigenschaft werden sie wohl nie verlieren.

### Allerlei.

**Koreanische Tänzerinnen.** Aus Shanghai schreibt man: Einem Chinesen oder einem Koreaner kommen wenige von den Sitten der Abendländer so wunderbar vor wie die, daß sie beim Laventmißspiel oder beim Tanzen selbst umherpringen, während sie doch das Geld dazu haben, sich von anderen Menschen etwas vortanzen oder spielen zu lassen. Ebenso erstauntlich ist es den Orientalen, daß im Westen ein Millionär oft genug in gewöhnlicher Kleidung zu Fuß durch die Straßen geht, während er seine Bedienten in goldstrotzende Uniformen kleidet, worin er doch selbst umherhüpfen oder vielmehr im schönsten Wagen fahren könnte, wenn er wollte. Bei den tubeliebenden Nationen sind tanzende Mädchen stets in hoher Gunst gewesen. In früherer Zeit waren sie auch am Hofe von Peking keine ungewohnte Erscheinung. Jeder Weltreisende hat die anmuthige japanische Geisha gesehen; aber weniger bekannt wird es sein, daß auch die koreanischen Tänzerinnen sehr kunstfertig sind. Sie werden vollständig vom Staate erzogen und lernen außer Musik und weiblicher Handarbeit noch Lesen und Schreiben, was sonst in orientalischen Ländern die wenigsten Mädchen verstehen. Der koreanische Staat unterhält die Tänzerinnen dann auch weiter. Wer ein Fest giebt, kann sie kommen lassen, muß aber einen ziemlich hohen Preis für sie zahlen. In der von Missionären vortrefflich redigirten Monatschrift „The Koran Repository“ beschreibt Dr. Allen einige ihrer Tänze. Einer der hübschesten ist der um die Lotusblume. Man bringt dazu einen Topf mit einer großen Lotusblume herein, die gerade aufbrechen will. Dann erscheinen zwei sehr geschickt als Störche verkleidete Tänzerinnen, die mit den Flügeln schlagen und mit dem Schnabel klappen. Dabei umtanzen sie zu den Klängen der Musik in anmuthiger Weise die schöne Blume, erst langsam und in einiger Entfernung, dann allmählich schneller und näher, bis die Blume schließlich gepflückt wird. Ein anderes Hauptstück ist der Schwertertanz, wozu die Tänzerinnen Gewänder von leuchtenden Farben anlegen. Besonders für die Ärmel wählt man recht in die Augen fallende Farben, um die Bewegungen der Arme beim Schwingen des Schwertes möglichst hervorzubeben. Auch auf den Haarschmuck wird große Sorgfalt verwandt. Die Mädchen tragen beim Tanze Strümpfe, aber keine Schuhe. Sie tänzeln zunächst zwischen den auf dem Boden liegenden Schwertern hin und her und beugen sich, sobald die Musik lebhafter wird, nach beiden Seiten zu ihnen nieder, bis sie schließlich aufnehmen. Dann schlägt die Musik ein noch schnelleres Tempo an, während die Tänzerinnen ihre Schwerter in graziosen Bewegungen umherwirbeln. Eine gute Tänzerin weiß das Schwert so flink und geschickt zu führen, daß es manchmal den Anschein hat, als ginge es durch ihren eigenen Hals.

**Streitlustige Thiere.** In der Thierwelt herrscht Kampf und Streit um persönliche Interessen ebenso wie bei den Menschen. Naturfreunde wissen dies, und sie wissen auch, daß Thiere, die man für sehr friedlich und sanft zu halten geneigt ist, sich oft als wüthende Kämpfer erweisen. Man sehe einmal den kleinen, harmlosen, plumpen, kurzfüßigen Gekrönten Maulwurf. So unschuldig auch der kleine Kezi im schwarzen Sammet ausdauert, so dämonisch kann er sich gebärden, wenn er mit einem Kameraden in Streit geräth. Vorüber siehst du oft und gern streiten, weiß kein Mensch, aber wenn sie fechten, wachen sie blutigen Ernst. Sie unterbrechen ihr Duell auch nicht, wenn sie die Nähe von Feinden fühlen: in einander vertiefen wie zwei Bulldoggen, kämpften sie mit ihren kräftigen Klauen und scharfen Zähnen, bis einer auf dem Blase bleibt. — Weiterhin zu einem andern Typus des ruhigen, gutmüthigen Naturbürgers, dem wackeren Stacheligel. Dieser stachelige Bürsche kämpft nicht nur mit seines Gleich in um Leib und Leben, sondern er tritt auch den erschlagenen Gegner auf, aber nicht — mit Haut und Haaren, die er wohlweislich bei Seite legt. — Meister Lampe, der sprichwörtliche Feigling, kann auch fechten und steht seinen Mann im Zweikampf. Ein Haendell

gehört zu den drolligsten Schauspielen, weil die Kombattanten beständig übereinander weghüpfen und Buzelbäume schlagen. Ein wohlgezielter Dieb mit dem Hinterlauf vertreibt dem Gegner meist alle waghigen Gedanken. — Unter den Vögeln sind die Trosseln die streitlustigsten, nach diesen aber die reizenden, zarten Rothflecken. Männchen dieser geierdeten Sängerkasie gehen mit wahrhaft fanatischer Wuth auf einander los und kämpfen so lange, bis einer der Gegner todt ist. Auch bei ihnen ist der Kampf so erbittert, daß sie sich durch die Menschen nicht im Geringsten stören lassen und bei einem Eingriff sogar in der Hand des Friedensstifters ihr Duell mit Schnäbeln und Krallen weiterführen.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Einer der Herren, die dem Prinzen Friedrich Karl persönlich nahe standen und oft seine Gäste in Orléans, Dreilinden und in des „rothen Prinzen“ Lusthause auf Rugen, in Usnan, waren, Excellenz von Dindlage, erzählt im neuesten Heft von Velhagen u. Klasing's Monatsheften von den mit dem Prinzen gemeinsam verlebten Stunden. Die interessanten Erinnerungen bringen viel Neues zur Charakteristik des vielgeehrten — und vielverlorenen Feldherrn. — Das 5. Heft der Monatshefte enthält auch sonst eine Fülle fesselnder Beiträge: Neben dem erregenden Roman von Rudolph Straß „Der weiße Tod“, der zu Ende geführt wird, eine große abgeschlossene Erzählung der Lübecker Schriftstellerin C. Schlicht „Die Zwillingbrüder“, zwei reich illustrierte Aufsätze über die Ruinen der „Villa des Hadrian“ von Bruno Schippang und über die „Jagd in den Karpathen“ von Ernst von Dombrowski; die Geschichte der anscheinend zu neuem Leben erwachenden „Napoleonslegende“ behandelt fesselnd G. Schneider, ein vielversprechender junger Historiker, und über die bedeutendsten Erscheinungen auf den Berliner Theatern plaudert Hanns von Jobeltzig. Der Eigenart der Velhagen u. Klasing'schen Monatshefte, die lebhaft Betonung der Kunst, wird ganz abgesehen von anderem Illustrations-schmuck, diesmal eine Anzahl ausgezeichneter Reproduktionen weniger bekannter Meisterwerke des Louvre gerecht; es befinden sich darunter einige reizende Blätter von Chardin, Gerard Dou und Lancret.

— Das „Dahheim“ eröffnet das neue Vierteljahr mit einem vielversprechenden historischen Roman aus der Zeit der Reformation von H. von Krause: „Wort und Waffen“, der in Raeswall in Pommern spielt. Da H. von Krause schon mehrfach geschichtliche Vorwürfe mit großem Glück behandelt hat, darf man wohl annehmen, daß in „Wort und Waffen“ ein getreues, fesselndes Bild der durch die siegreich fortschreitende Reformation hervorgerufenen Kämpfe gegeben wird. Sehr drollig wirkt die zweite kleine Erzählung von Ernst Johann Groth: „Es wird schon kommen“, in der wir die Bekanntheit eines ebenso lebenswahr wie gullausig geschilderten kleinen jüdischen Spelulanten machen, dessen lange erhoffter „großer Tag“ endlich gekommen ist und geschickt ausgenutzt wird. Sehr interessant ist eine Skizze von Oskar Klausmann: „Wie ein Hofball entsteht“. Ein zweiter, illustrierter Artikel erzählt uns von St. Helena und den Erinnerungen an den ersten Napoleon, die an diesem Eiland haften. Den illustrativen Schmuck der Hauptnummer bilden ein stimmungsvolles Winterbild: „Seimlebende Fischer“ von Smith-Gald, zwei muntere Gegenbilder von C. Braak: „Neujahrsbrief an sie und von ihm“ und die Wiedergabe eines schönen Reliefs von dem talentvollen Berliner Bildhauer Friedrich Mannschmidt: „Christus und die Samaritaner“. Der Familienrat bringt ein Vorträt der vor hundert Jahren verstorbenen Gemahlin Friedrich des Großen, der Königin Elisabeth Christine, und ein Bildchen von ihrer Vermählung nach Chodowiecki. Die Beilagen: die kleine illustrierte Zeitchronik: „Aus der Zeit — für die Zeit“, das „Frauen-Dah im“, die „Hausmusik“, der „Hausgarten“, das „Kinder-Dahheim“ sind wieder sehr inhalt reich und anregend. Wir benutzen gern die Gelegenheit, um wieder einmal auf das alte und doch immer gleich jugendfrische „Dahheim“ hinzuweisen.

— Die Hauptstädte der Welt. (Verlag der Schles. Verlaasanstalt v. S. S. o. t. laender, Breslau.) Preis pro Lieferung 50 Hg. Das zweite Heft dieses interessanten Prachtwerkes ist der Kaiserstadt an der Donau, dem heiteren, lebenslustigen Wien, gewidmet, dessen aus der Feder der bekannten französischen Schriftstellerin Juliette Adam herrührende Schilderung durch eine von kompetenter Seite erfolgte Revision in ihren thatsächlichen Angaben dem gegenwärtigen Zustande der Kaiserstadt angepaßt worden ist. Auffassung, Darstellung und Eigenart der französischen Schriftstellerin sind dabei sorgfältig gewahrt worden; und wenn auch die Verfasserin naturgemäß mit ihren östlichen Augen sieht und ihre Betrachtungsweise nicht überall unbedingte Zustimmung finden wird, so liegt doch gerade ein gewisser Reiz darin, zu sehen, wie ein Ausländer von Geist über eine Stadt wie Wien und seine Bevölkerung urtheilt. Das Heft ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt. An Holzschnitten enthält es: Stefansdom in Wien; Die Wiener freiwillige Rettungsgesellschaft; Ein Luftballon im Wiener Prater; An der Gigerle in Wien; Im Wiener Volkssprater; Wiener Kneipen; An der schönen blauen Donau; Das Lustschloß Lagenburg bei Wien; „Die Banda kommt.“

Beranwort. Redacteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

